



Leseprobe

Dr. Ursula Krechel
Stark und leise
Pionierinnen

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 384

Erscheinungstermin: 10. Juli 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Ursula Krechel porträtiert ebenso klug wie poetisch Pionierinnen, die in ihren Fächern Maßstäbe gesetzt haben: wegbereitende und außergewöhnliche Frauen aus Kunst und Wissenschaft, denen wir durch die Jahrhunderte folgen, von Bettina von Armin über Ingeborg Bachmann und Vicki Baum bis zu Friederike Mayröcker.

Die Namen dieser beeindruckenden Pionierinnen scheinen wir zwar zu kennen, von deren starken Lebensgeschichten wissen wir jedoch wenig. Alle diese Frauen wollten sich behaupten, sie wollten erkunden, was sie in sich und in der Welt entdeckten. Sie standen an einem Anfang, der jene, die nach ihnen kamen, im Weitergehen bestärkte und noch immer bestärkt.

URSULA KRECHEL wurde 1947 in Trier geboren. Studium der Germanistik, Theaterwissenschaften und Kunstgeschichte.

Lehrtätigkeit an verschiedenen Universitäten. Erste Lyrikveröffentlichungen 1977, danach erschienen Gedichtbände, Prosa, Hörspiele und Essays. Zahlreiche Auszeichnungen für ihr Werk, insbesondere ihren großen Exil-Roman »Shanghai fern von wo«. Für den Roman »Landgericht«, der vom ZDF verfilmt wurde, wurde sie 2012 mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet. Ursula Krechel lebt in Berlin.

URSULA KRECHEL BEI BTB

Shanghai fern von wo. Roman (74061)

Landgericht. Roman (74649)

Ursula Krechel

Stark und leise

Pionierinnen

btb

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe August 2017

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2015 Jung und Jung, Salzburg und Wien

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Madame d'Ora, Modefotografie 1929 / Imagno /

Austrian Archives

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

mr · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71538-1

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

»Weshalb der Essay, der in England und Frankreich so glänzend vertreten ist, in Deutschland ganz fehlt? Ich glaube, das liegt daran, daß die Deutschen zu viel pedantische Gründlichkeit und zu wenig geistige Grazie besitzen und wenn sie was wissen, schon gleich eine schwere Dissertation mit einem Sack Zitate lieber als eine leichte Skizze machen.«

Rosa Luxemburg

I

Mit den Bausteinen ihres Verstandes:	
Christine de Pizan	11
Herrscherlob und Kniezittern: Anna Louisa Karsch	21
Schwester der Erde und des Lufthauchs:	
Karoline von Günderrode	29
Geometrie eines Paarlaufs:	
Bettina und Achim von Arnim	49
Eine Unzeitgemäße: Annette von Droste-Hülshoff	69

II

Linkseitig, kunstseidig: Dame, Girl und Frau	87
Die Dirigentin des großen Bahnhofs: Vicki Baum	125
Fieber und Feuer: Emmy Ball-Hennings	145
»Als ob ich schon tot wäre«: Hannah Höch	163
Die Pionierin der Sexualwissenschaft bittet um die Hand: Charlotte Wolff	181
Topographie auf Sand und Asche:	
Elisabeth Langgässer	207
»In hartes Grau verwandelt ist das Grün«:	
Ruth Landshoff-Yorck	229
Das Weltläufige als Widerstandsform: Irene Brin	249
Die Zerstörung der kalten Ordnung: Irmgard Keun	269

III

Ortlosigkeit, Stucktröstung: Ingeborg Bachmann	295
Als der Kalte Krieg sich beinahe erhitzte: Elisabeth Borchers	317
So viel Ironie war nie: Christa Reinig	337
Vom Gießen und Fließen: Friederike Mayröcker	347
Gespannter Bogen, gespannte Aufmerksamkeit: Elke Erb	363
Nahtstelle: aufgetrennt	369
Nachweise	377
Bildnachweis	381

Mit den Bausteinen ihres Verstandes: CHRISTINE DE PIZAN

Christine de Pizan zu entdecken, ist ein fröhliches, lehrreiches und gleichzeitig rührendes Unterfangen. Es könnte sein, daß die Beschäftigung mit ihren Schriften zu einer Umwertung des Frühhumanismus führt, wie die Entdeckung oder erneute Lektüre der Marie de France die frühere Gewichtung der Werke von Chrétien de Troyes, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide ins Wanken brachte. Es könnte sein, daß in Zukunft gesagt werden muß: Der Humanismus begann mit einer Autorin, die sich entschieden gegen üble Nachrede über ihr Geschlecht wehrte, erzählerische und essayistische Nachweise gegen die Vorwürfe führte. Es könnte sein, daß zugegeben werden muß: Der Frühhumanismus setzte nicht ein wiedergefundenes antikes Menschenbild gegen das christliche, sondern ganz am Anfang fand jemand den Mut, die beschämenden Lücken in vielfältigen Menschenbildern aufzuzeigen, die Lücken, die auch die Arbeit, die Lebenskraft, die Menschlichkeit von Frauen betreffen. Es könnte zugegeben werden müssen, daß die Loslösung von den festgefügtten höfischen und klösterlichen Riten und Denkbewegungen, die der Frühhumanismus bewirkte, die Betonung von Wissen gegenüber dem Glauben, eine ernstzunehmende Verkünderin jenseits seiner Wiege in Italien hatte. *Kindlers Literatur Lexikon* verzeichnet Christine de Pizan mit drei Werken, wobei ihre *Epistre au Dieu d'Amours*, eine parodierende Auseinandersetzung mit dem Frauenbild im *Rosenroman* von Jean de Meun, den größten Raum einnimmt. Sie entfachte mit ihrem Widerspruch den ersten Literaturstreit der französischen Geschichte.

Christine de Pizan wurde 1365 in Venedig geboren. Sie stammte aus einer Familie von Gelehrten und wuchs mit Brüdern auf. Ihr Vater Tommaso di Benvenuto da Pizzano, der in Bologna, einem der wichtigsten intellektuellen Zentren des damaligen Europa, tätig war, folgte einem Ruf Karls V., »des Weisen«, an den Hof in Frankreich. Er kam als Astrologe und Arzt. »Die Frau und das Kind des Meisters Tommaso, meines Vaters, wurden gleich nach ihrer Ankunft in Paris in allen Ehren empfangen. Der mildtätige, gütige und weise König beehrte sie, die noch ihre reichverzierten, kostbaren lombardischen Gewänder trugen, die Frauen und Kindern von Stand angemessen sind, schon bald nach ihrer Ankunft zu sehen. Der König hielt sich im Dezember im Schloß Louvre in Paris auf, und er empfing Tommasos Frau und Familie und machte ihnen schöne Geschenke.« Ihr Leben lang wird Christine den König ehren und der Friedenszeit unter seiner Regentschaft (1364–1380) gedenken. Im *Buch von der Stadt der Frauen* (*Le Livre de la Cité des Dames*) legt sie an einer Stelle der Frau Rechtschaffenheit eine vermutlich sie selbst betreffende Äußerung in den Mund: »Dein eigener Vater, ein bedeutender Naturwissenschaftler und Philosoph, glaubte keineswegs, das Erlernen einer Wissenschaft gereiche einer Frau zum Schaden; wie du weißt, machte es ihm große Freude, als er deine Neigung zum Studium der Literatur erkannte. Aber die weibliche Meinung deiner Mutter, die dich, wie es für Frauen gemeinhin üblich ist, mit Handarbeiten beschäftigen wollte, stand dem entgegen, und so wurdest du daran gehindert, in deiner Kindheit weitere Fortschritte in den Wissenschaften zu machen.«

Mit fünfzehn Jahren heiratet sie den zehn Jahre älteren Notar und königlichen Sekretär Étienne du Castel. Nach ihrem eigenen Bekunden muß dies eine glückliche Ehe ge-

wesen sein, aus der eine Tochter und zwei Söhne hervorgegangen sind. Doch innerhalb der nächsten zehn Jahre verfinstert sich Christine de Pizans Glück; sie spricht ganz im Stil der Zeit davon, daß sich Fortunas Rad zu ihren Ungunsten gedreht habe. Zunächst stirbt der königliche Gönner ihrer Familie, so daß der Einfluß des Vaters bei Hofe abnimmt, dann stirbt der Vater, und im Jahre 1390 wird ihr Mann von einer Epidemie hinweggerafft. Mit 25 Jahren obliegt ihr die Sorge für ihre Kinder, für zwei noch unmündige jüngere Brüder und ihre Mutter; ihre Brüder kehren später nach Italien zurück, dafür kommt eine Nichte in ihre Obhut.

Christine de Pizan verzweifelt nicht, sondern besinnt sich auf ihre Fähigkeiten. Sie scheint mit dem Abschreiben von Manuskripten zunächst ihren Lebensunterhalt verdient zu haben, bevor sie dann ihre eigene Stimme erhebt, in Liedern, Balladen, in der Lehrdichtung und in ihren Streitschriften. In einer vielzitierten Ballade gibt sie Auskunft über den schwierigen Schritt ihres dichterischen Beginns:

Seulete suy et seulete vueil estre,
Seulete m'a mon doulz ami laissiee,
Seulete suy, sans compaignon ne maistre,
Seulete suy, dolente et courrouciee.

(Ganz allein bin ich, und ganz allein will ich auch sein, / Ganz allein ließ mich mein süßer Freund zurück, / Ganz allein bin ich, ohne Gefährten, ohne Gebieter, / Ganz allein bin ich, von Schmerz und Kummer erfüllt.)

Von Anfang an ist diese Autorin, wie übrigens auch die Dichterin Marie de France, darauf bedacht, ihren Namen mit ihren Werken zu verbreiten. »Je, Christine« – »Ich, Christine«, so beginnen viele Abschnitte. Sie schützt sich vor der

Annexion ihrer Werke durch Dritte, insistiert auf ihrer Autorschaft. Und sie hat wohl bei ihrer vorliterarischen Arbeit des Abschreibens die Entdeckung gemacht, daß nicht das Schreiben allein, sondern auch seine Verbreitung für die Hierarchisierung der Literatur von Bedeutung ist. Die große Zahl der Handschriften ihres Werkes läßt vermuten, daß sie ihre Schriften selbst zur Vervielfältigung brachte und daß sie einmal eine vielgelesene Autorin war. Ebenso ließ sie sich häufig als Schreibende darstellen: eine schmale Frau im blauen Kleid mit einem bauschigen Witwenschleier.

Inmitten des höfischen Getümmels wagt sie von ihrer Einsamkeit, ihrer Verlassenheit zu sprechen. In *L'Avision de Christine* (*Christines Vision*) gibt sie eine Selbsteinschätzung: »Ich habe damit begonnen, anmutige Gebilde zu ersinnen, und diese waren in meinen Anfängen ohne allzu viel Tiefgang. Dann aber erging es mir wie dem Handwerker, der mit der Zeit immer kompliziertere Dinge herstellt: In ähnlicher Weise bemächtigte sich mein Verstand immer außergewöhnlicherer Gegenstände; mein Stil wurde eleganter, meine Themen gewichtiger.«

Der Hinweis auf den Handwerker ist interessant: Christine schreibt nicht, weil ihr Gott die Feder führt, ihr Konzept ist vollkommen anders als das der Mystikerinnen. Sie schreibt eine Art von poetischer Universalgeschichte, liest Quellen und interpretiert sie auf ihre Weise. Ihre Geschlechtszugehörigkeit verbietet es, sich um ein Lehnen zu bemühen. Sie dichtet nicht zum Fürstenlob, wenn sie auch mit der Zeit hochgestellte Gönner findet. Nein, Christine de Pizan ist an handwerklicher Qualität interessiert, an der Ausbildung ihres Talents, an ihrer eigenen Stimme.

Wie kommt es, daß sie vom Wert der Weiblichkeit so unbedingt überzeugt ist und ihre Überzeugung beredt und tap-

fer vertritt? Wie kommt es, daß sie Respekt und Anerkennung der Leistungen für die weibliche Hälfte der Menschheit einklagt? Während in der höfischen Literatur der Frau gehuldet wird, ihren Schönheitsattributen, wird sie in der Realität von vielen Bereichen des Lebens ausgeschlossen. Christine ist eine harsche Kritikerin der »folle amour« – »der törichten Liebe«. Sie ist eher an Werken als an Gefühlen interessiert. Die Verherrlichung der nicht eingelösten Liebe in der Minne, das Spiel der Sehnsucht, ist ihre Sache nicht. Das Kapitel über die großen Liebenden im Versroman *Buch von der Stadt der Frauen* schließt sie lapidar ab: »Es kann gar keinen Zweifel daran geben, daß eine charakterstarke Frau zu einer sehr tiefen Liebe fähig ist, wenn sie einmal wirklich liebt – daneben gibt es natürlich auch einige flatterhafte Frauen.«

Die höfische Literatur belustigt sich mit erotischen Scherzfragen wie: Zieht ihr warme Kleidung im Winter oder eine höfische Geliebte im Sommer vor? Was haltet ihr für vorteilhafter? Drei Glas eines Aphrodisiakums oder drei Damen alle Tage? Wenn eure Dame ihre Hingabe von einer Liebesnacht mit einer zahnlosen Alten abhängig macht, wollt ihr diese Bedingung lieber vorher oder nachher erfüllen? Dagegen benutzt Christine ihren logischen Verstand und sammelt Argumente gegen »derartig viele teuflische Scheußlichkeiten«, die Männer in ihren Schriften über Frauen verbreiten. Sie tut dies aber nicht in einem moralischen Traktat, sondern in der Erzählung vom Bau einer Stadt. Es ist ein allegorischer Zufluchtsort, eine »Festung gegen die Schar der boshaften Belagerer«, ein Aufbewahrungsort theologischer, juristischer und ethischer Argumente für die Rechte von Frauen, ein stolzes Gebilde, aufgetürmt aus den Leistungen von Frauen in verschiedensten Disziplinen, kurz gesagt: ein utopischer Ort ohne Vertäuung in einer Realität. Die Allegorien der Gerech-

tigkeit, Vernunft und Rechtschaffenheit weisen die Baumeisterin Christine an, die rühmenswürdigen Taten und Werke von Frauen sind das Baumaterial. Wunderschön sind die Dialoge zwischen den allegorischen Stadtpatroninnen und der Baumeisterin; es sind Dialoge voller Witz und scheinbarer Naivität. Manches Argument erinnert an die wunderbar witzige Hedwig Dohm, sicher die geistreichste Vorkämpferin der Frauenemanzipation um 1900, die schrieb, wenn der liebe Gott der Meinung gewesen wäre, Frauen seien für Haus und Küche bestimmt, dann hätte er sie gleich mit einem Kochherd im Schlepptau erschaffen.

Im *Buch von der Stadt der Frauen* richten die drei Gründer-Allegorien die Baumeisterin auf, wenn sie mutlos ist. »Es hat außerdem den Anschein, daß für dich jede Äußerung eines Philosophen den Status eines Glaubensgrundsatzes hat und du es für ausgeschlossen hältst, daß sie auch irren könnten. Was die Dichter angeht, von denen du sprichst: Weißt du denn nicht, daß sie schon oft nichts anderes als Ammenmärchen verbreitet haben? [...] Bediene dich wieder deines Verstandes und kümmere dich nicht weiter um solche Torheiten! Denn eines mußt du wissen: Alle Bosheiten, die allerorts über die Frauen verbreitet werden, fallen letzten Endes auf die Verleumder und nicht die Frauen zurück.« Das sitzt wie eine schallende Ohrfeige, ausgeteilt im Jahr 1405. Geradezu fulminant ist das Argument gegen die körperliche Schwäche. Die Vernunft überzeugt Christine und spätere Leser, daß Frauen gerade da, »wo sie sich ins Zeug legen« müssen, wo sie unterlegen sind, um so mehr Klugheit und Scharfsinn entfalten. »Kompensationsleistung« hieße der gegenwärtige Begriff. Es gibt ein Kapitel, in dem das Argument entkräftet wird, Frauen wollten vergewaltigt werden, und ein anderes über das systematische Vergessen der Leistungen von Frauen.

Kein Zweifel, Christine gräbt mit der »Spitzhacke« ihres Verstandes, wühlt in der Erde, baut ein selbstbewußtes Fundament, setzt Baustein für Baustein aufeinander, plant, mauert, mörtelt und umfriedet die Stadt lieber, als daß sie sich den Schneid abkaufen läßt. Unzählige Beispiele aus Geschichte, Legende und aus literarischen Vorlagen bezeugen für sie, »daß eine kluge Frau zu allen Dingen befähigt ist«. Umsichtige Herrscherinnen bevölkern schließlich die Stadt der Frauen, in Kemenaten, Wehrtürmen und in den Palästen wohnen sie, historische Gestalten der Antike und Mythologie, Amazonen, Sagenfiguren und Heilige: Die Märtyrerin Martina, aus deren Wunden Milch statt Blut floß, die Jungfrau Christine, der es gelang, mit einem Stück der ihr aus dem Mund gerissenen Zunge so zielsicher zu werfen, daß der Richter, den sie traf, sofort auf einem Auge erblindete, und eine andere Heilige, die sich zur Abschreckung ihrer Peiniger blutiges Kükenfleisch auf die Brust schmierte. Auch die einem antiken Mythos entlehnte Manilpe, die Herkules vom Pferd warf, hat das Stadtrecht bei Christine; manche Autoren, bekundet sie, seien der Meinung, es müsse am Pferd gelegen haben. Eine andere Bewohnerin der Stadt ist Königin Veronika aus Kappadokien, die ihren Schwager, der sie um ihr Erbe bringen wollte, eigenhändig tötete und mit dem Wagen über ihn hinwegfuhr.

Schöne junge Frauen bevölkern die Stadt, die ihre Ehemänner liebten, obwohl sie alt und häßlich waren. Auch von Männern, die zu ihrem eigenen Vorteil dem Rat ihrer Frauen folgten, wird erzählt, wie von den Erfinderinnen aller möglichen Künste. Es sind lehrreiche, komische und anrührende Geschichten, eine Kompilation von Biographien und Mythen, und alle dienen dem Zweck, misogynen Vorurteile zu entkräften. Sie »halten rationalen Argumenten nicht stand«, befindet Frau Rechtschaffenheit.

Erschreckend ist, daß viele Argumente die gleichen geblieben sind, traurig, daß Generationen von Frauen sie sich von neuem schmieden mußten. Dennoch läßt sich Christine de Pizans Buch nicht einfach in Parameter der Neuzeit übertragen. Ihr großer Schrecken vor der Sittenlosigkeit und Lüsternheit der Frauen spricht dagegen und auch ihr zeitgebundener Stolz, daß eine Frau die Pforte zum Paradies geöffnet habe. Dagegen ist ihr Argument, Adel begründe sich nicht auf Geblüt, sondern auf Tugend, staunenswert.

Nach dem *Buch von der Stadt der Frauen* wird Christine de Pizan in ihren Schriften politischer. Sie beklagt die Schrecken des Bürgerkriegs, schreibt Flugschriften und äußert sich zu tagespolitischen Fragen. Sie richtet Appelle an die Mächtigen: an den Herzog von Berry und Isabella von Bayern, die Gemahlin von Karl VI., die im Volksmund »la gaupe« – »die Schlampe« hieß und das geschundene Frankreich an England auslieferte. »Bestürzt und schmerzerfüllt sage ich: ›Wie kann das menschliche Herz es zulassen – so übel ihm Frau Fortuna im Augenblick auch mitspielen mag –, daß der Mensch zu einer grausamen, mordgierigen Bestie wird? Wo bleibt seine Vernunft, jene Eigenschaft, der er es verdankt, ein vernunftbegabtes Wesen genannt zu werden? Wie kann es angehen, daß Fortuna den Menschen so sehr zu verändern vermag und er sich in eine Schlange, in einen Gegner des eigenen Geschlechts verwandelt? Welch ein Jammer! Schließt eure Augen nicht, ihr Edlen Frankreichs! Was haben eure Untertanen euch angetan, die euch wie Götter verehren und allerorts euren Ruhm mehren, sie, die ihr indes jetzt nicht wie Kinder, sondern wie Todfeinde behandelt, denn eure Zwietracht gereicht ihnen zum Verderben und verursacht ihnen Kummer und Not, Kriege und Schlachten.« Mutige, starke Worte einer Architektin der Vernunft, der es im Jahr 1410 gelang,

sich Gehör zu verschaffen. Der Machtkampf tobte zwischen den Herrscherhäusern von Burgund und Orléans. Ihre Brüder waren längst nach Italien zurückgekehrt. Sie harrete aus im Ausweglosen. Europa war in den Hundertjährigen Krieg getaucht. Der rätselhaften Fortuna hatte sie längst ein eigenes Gedicht von 23.636 Versen gewidmet: *Livre de la Mutacion de Fortune* (*Buch von der Wechselhaftigkeit des Glückes*).

Christine de Pizan: Das Buch von der Stadt der Frauen. Aus dem Mittelfranzösischen übersetzt, eingeleitet und kommentiert von Margarete Zimmermann. Berlin 1986.

Wege in die Stadt der Frauen. Texte und Bilder der Christine de Pizan. Hrsg., übersetzt und kommentiert von Margarete Zimmermann. Zürich 1996.

Author, Reader, Book. Medieval Authorship in Theory and Practice. Hrsg. von Stephen Partridge und Erik Kwakkel. Toronto 2012.

Joachim Bumke: Höfische Kultur – Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter. München 1986.

Hedwig Dohm: Emanzipation. Zürich 1977.

Margarete Kottenhoff: »Du lebst in einer schlimmen Zeit«. Christine de Pizans Frauenstadt zwischen Sozialkritik und Utopie. Köln 1994.

Ursula Liebertz-Grün: Marie de France, Christine de Pisan und die deutschsprachige Autorin im Mittelalter. Euphorion. Bd. 78. 1984. S. 219–236.

Lire les textes médiévaux aujourd'hui: historicité, actualisation et hypertextualité. Hrsg. von Patricia Victorin. Paris 2011.

Régine Pernoud: Christine de Pizan. München 1990.

Klaus Reichert: Fortuna oder die Beständigkeit des Wechsels. Frankfurt am Main 1985.

Bettina Roß: Politische Utopien von Frauen – von Christine de Pizan bis Karin Boye. Dortmund 1998.

Irene Tischler: Historie und Wissenschaftskritik in der Philosophie der Renaissance: Theorien der Geschlechterdifferenz bei de Pizan, Cereta und da Pozzo. Innsbruck 2011.

Herrscherlob und Kniezittern: ANNA LOUISA KARSCH

An den Prinzen von Preussen,
als von dem Nutzen der Geschichte gesprochen wurde.

Prinz! die Geschichte mahlt den Menschen und den Held,
Den König und die Unterthanen;
Sie lehret dich von Rom, wie unter seine Fahnen
Es niederwarf die ganze Welt;
Sie zeigt dir Griechenland die Siegerhand erheben
Und nachbarlichem Volk als Herr Gesetze geben;
Bald aber wiederum durch niedern Geiz empört
Von eignem Volk bekriegeret und zerstört;
Und endlich siehest du Rom von dem Throne werfen
Ganz Griechenland zerrissen seyn;
Du siehst der Dinge Wechsel ein,
Um den Verstand in dir zu schärfen.

Stolz, Herrschsucht, Ehrgeiz, Tyranny,
War Ursach von der Thronen Falle.
Daß Pyrrhus groß gewesen sey,
Beweisen seine Thaten alle:
Jedoch, um grösser noch zu seyn,
Zog er vor eine Stadt, sprang über ihre Mauer,
Aus Ruhmsucht ward ihm nicht des Würgens Arbeit
sauer;
Von einem Dache flog ein Stein,
Dem Menschen-Würger ins Genicke,

Aus runzlichter, verdorrter Weiberhand;
Er fiel, und starb, verspottet von dem Glücke!

Du aber Hoffnung für das Land,
Sey deines Volkes Lust, die Zierde deines Sitzes!
Und wenn dein Nachbar dirs vergönnt;
So führ ein friedlich Regiment,
Das majestätisch ist, ohn die Gewalt des Blitzes,
Der um den König her vom Felde schrecklich fährt,
Wenn er mit hunderten sich gegen tausend wehrt!

Eine Dichterin schreibt an einen Herrn; es ist der spätere Friedrich Wilhelm II., der Neffe Friedrichs II. Sie redet ihn unverstellt an als Du. Sie tut dies im hohen Ton der Zeit, aber sie läßt sich nicht von Regeln leiten, ihre Zeilen schwingen unregelmäßig. Die Oden, die ihre Zeitgenossen, silbenzählend, mythologisch herausgeputzt, verfassen, hat sie nicht studiert. Jeder wollte in dieser Zeit besungen, dichterisch erhöht werden; es war erst ein halbes Jahrhundert her, daß ein Dichter ein Tauflied für eine preußische Prinzessin geschrieben hatte, in dem er diese mit dem Jesuskind verglich. Das Mythologisieren, das Heroisieren wurde mit klingender Münze bezahlt, es war vorausseilende Auftragsdichtung, ein Hofamt winkte. Die Karschin aber schreibt »nach der Natur«, schreibt von der bitteren Not ihrer Jugend, zum Beispiel in einem höchst anrührenden Gedicht an den Domherrn von Rochow oder in einem Brief an Johann Georg Sulzer vom 1. September 1762:

»Mein Oheim fragte eines Tages nach den Maßregeln meiner Erziehung, ›oh‹, sagte meine Mutter, ›das unartige Kind soll lernen, und es ist nichts in sie zu bringen‹. Mein Oheim bewies ihr die Unmöglichkeit in dem Geräusch des Wirts-

hauses. Er nahm mich mit. Seine Wohnung war in Polen. Er genoß in einem kleinen Haus die Ruhe des Alters und lebte von dem, was er in jugendlichen Jahren als Amtmann erspart hatte. Die liebevollste Seele sprach in jedem Wort seines Unterrichts, und in weniger als einem Monat las ich ihm mit aller möglichen Fertigkeit die Sprüche Salomonis vor. Ich fing an zu denken, was ich las, und von unbeschreiblicher Begierde entflammt, lag ich unaufhörlich über dem Buche, aus welchem wir die Grundsätze unserer Religion erlernen. Mein ehrlicher Oheim freute sich heimlich, aber riß mich oft vom Buche und wandelte mit mir durch ein kleines Gehölz oder durch eine blumige Wiese. Beides war sein Eigentum, und beides gab ihm Gelegenheit, mit mir von den Schönheiten der Natur zu reden. Ich wiederholte ihm alles Gelesene und verlangte die Erklärung derjenigen Stellen, die über meine Begriffe waren.« Die Mutter reißt das Mädchen aus dem gerade begonnenen Lernprozeß, als sie mit einem zweiten Mann – nach dem Tod des ersten – einen Sohn zur Welt bringt, »und ich bekam das Amt einer Kinderwärterin. [...] Mein Stiefvater donnerte wegen meiner Lesesucht auf mich los! Ich versteckte meine Bücher unter verschwiegene Schatten eines Holunderstrauchs und suchte von Zeit zu Zeit mich in den Garten zu schleichen, um meiner Seele Nahrung zu geben.« Die Authentizität und die Frische des Textes sprechen für sich. Man denkt unmittelbar an Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser*, den Entwicklungsroman eines zurückgesetzten Kindes, doch dessen erster Teil ist erst 1785/86 erschienen, der zweite 1790.

Die Kunst der Anna Louisa Karsch heißt Einfühlung, auch Einfühlung in die eigene Preisgegebenheit. Was sie schreibt, schreibt sie aus einer Empfindung heraus, aus innerer Bewegung. Herder wird später an diesen poetischen Zugang

zur Welt anknüpfen. Die gebildeten Zeitgenossen der Anna Louisa Karsch sind eher verblüfft, daß diese Frau all das ignoriert, was sie, die alten Meister studierend, sich in Rivalitäten und Abhängigkeiten begebend, mühsam gelernt haben. Sie gilt als ein Wunder, ein Star im aufstrebenden Preußen. Es ist das Preußen des Siebenjährigen Krieges, in dem sie schreibt. Ein blutiges, verlustreiches Hin und Her zwischen Österreich, Rußland, Frankreich auf der einen Seite und Preußen auf der anderen, Einquartierungen, Abgaben für die Bevölkerung, besonders Schlesien, ihre Heimat, blutet. Die Dichterin mischt sich ein, enthält sich der patriotischen Vivat-Rufe, sie denkt über den Nutzen der Geschichte nach, während der Krieg unglaubliche Opfer auf allen Seiten fordert. Daß sie ausgerechnet Pyrrhus, den König der Molosser, der gegen die Römer kämpfte und diese unter außerordentlichen Verlusten schlug, als einzige mythologische Gestalt benutzt, ist erstaunlich, schier revolutionär in einem Widmungsge-dicht. Sieh, Prinz, daß du nicht stolperst, daß du dich nicht zu Tode siegst! Das Blatt kann sich in jedem Augenblick wenden, dann bist du wahrscheinlich am Ende. Der Siebenjährige Krieg, den Preußen so verlustreich gegen die europäische Koalition führte, endete bekanntlich ohne Landgewinn für Preußen im Hubertusburger Frieden vom 15. Februar 1763. Im selben Jahr führt die Karsch ein Gespräch über Dichtkunst mit dem König, doch sein Interesse an der deutschen Sprache und ihren ästhetischen Erzeugnissen ist gering. Und die Kassen sind leer.

Die Dichterin, die mit einer solchen Verve dem Thronfolger schreibt, hat die Dichtung nicht in die Wiege gelegt bekommen. Sie ist als Tochter eines Bauernschankwirts 1722 in Niederschlesien geboren worden. Als der Vater stirbt, gibt die Mutter das Mädchen zu einem Großonkel, der es schreiben

und lesen lehrt. Fortan liest sie Psalmen, träumt sich in eine heroische Welt; zu Hochzeiten und zu Beerdigungen schreibt sie Auftragsgedichte, auf Zuruf macht sie verblüffende Verse. Ihre tief empfundenen religiösen Gedichte erregen Aufmerksamkeit. Woher hat sie die Schöpferkraft, woher nimmt sie die Formen? Niemand weiß es, das macht sie interessant. Das »Natürliche« hat Konjunktur, es ist wie das Tasten nach einem unbekanntem Neuen, bislang Übersehenen. Die Gelehrsamkeit hat sich erschöpft.

Der Ehemann der Karsch läßt sich von ihr scheiden, es ist dies die erste bürgerliche Scheidung in Preußen, ein Skandal. Ohne Chance, als Geschiedene leben zu können, heiratet sie von neuem und gerät vom Regen in die Traufe. Sie möchte den Mann loswerden und denunziert ihn, so wird er unter die Soldaten gesteckt. Hin- und herreisende Offiziere tragen ihren Ruhm weiter bis nach Berlin, Besatzungsmächte kommen ins Schlesische, die Neuigkeiten bringen. Ein Gönner, Baron von Kottwitz, sieht, daß die Karschin ihr Talent verschleudert, und nimmt sie in seiner Kutsche mit nach Berlin. Hier hat sie Raum und Zeit zum Schreiben, sie wird hofiert, protegiert und zankt sich mit ihrer ehrgeizigen Tochter, die unter dem Namen Caroline Louise von Klencke ebenfalls dichtet wie auch die Enkelin Helmina von Chézy. Ein kometenhafter Aufstieg – doch dann ist sie auf sich selbst gestellt, muß ihre Familie ernähren. Das vage Versprechen Friedrichs des Großen, ihr eine Rente auszusetzen oder zumindest ein kleines Haus in Berlin zu schenken, bleibt unerfüllt. Friedrich der Große mit seiner Neigung zur französischen Kultur ist nicht wirklich interessiert. Die Geschichte wartet auf ihn. Nur ein einziger Gedichtband von Anna Louisa Karsch erscheint zu ihren Lebzeiten. Erst Friedrich Wilhelm II., der als 42jähriger 1786 den

Thron besteigt, macht das Versprechen wahr: Die Dichterin bekommt ein Haus an der Neuen Promenade, da hat sie noch zwei Jahre zu leben.

Anna Louisa Karsch: Auserlesene Gedichte. Faksimiledruck nach einer Ausgabe von 1764. Mit einem Nachwort von Alfred Anger. Stuttgart 1966.

Anna Louisa Karsch (1722–1791): Von schlesischer Kunst und Berliner »Natur«. Ergebnisse des Symposiums zum 200. Todestag der Dichterin. Hrsg. von Anke Bennholdt-Thomsen und Anita Runge. Göttingen 1992.

Die Karschin – Friedrich des Großen Volksdichterin. Ein Leben in Briefen. Hrsg. von Elisabeth Hausmann. Frankfurt am Main 1933.

Schwester der Erde und des Lufthauchs: KAROLINE VON GÜNDERRODE

Das lieben die Frauen: Das leidvolle Scheitern sind sie gewohnt, »so mußte es kommen«. Amerikanische College-Studentinnen bezeugten in psychologischen Tests: Die kluge Kandidatin, die das beste Examen macht, wird nicht unbedingt eine erfolgreiche Frau, die ihren Platz im Leben findet. Sie wird vielmehr – in der Phantasie von möglichen Überfliegerinnen beim Studium – eine außenseiterische Existenz, der der Freund abhanden kommt, die Anstoß erregt an allen Ecken und schließlich scheitert, weil für sie kein Raum ist in der akademischen und in der handhabbaren praktischen Welt.

Braucht die leidenschaftlich forschende, selbstgewisse Frau so viel Raum? Ja und abermals ja. Karoline von Günderrode ist über Generationen von Germanisten und Germanistinnen für das »tragische Schicksal« mißbraucht worden. Es hieß vielfach aufgefächert: Das Nichtlebbare des Weiblichen, die Hohepriesterin des Unlebbaren. Sie paßt nicht so recht zur Sinnhaftigkeit der Romantik, zu der Profilierung der weiblichen Subjektivität, wie Caroline Schlegel-Schelling, Rahel Varnhagen und Bettina von Arnim sie verkörpern. Die Tragik, der eigenen Zeit voraus zu sein und an ihr zu leiden, hat besonders Christa Wolf in ihrer Sicht der Günderrode herausgearbeitet. Ein Beispiel für den Mut und die Tragik, die ängstlichen Männerbedenklichkeiten hinter sich gelassen zu haben. (Ohne diesen Mut erhebt sich kein weiblicher Kopf über das Nadelkissen und das Backblech.) Der Schauer, daß diese harsche Konsequenz mit einem spitzen Gegenstand, einem Dolch, am Ufer des Mittelrheins, dort wo er besonders

flach, aber romantisch ist, geendet hat – unter Hinterlassung von Büchern, Konvoluten von Texten, Briefschaften. Und da die Romantik, zumindest in Deutschland, in den furchtbarsten Verrenkungen der Ideologien endete, in der staats- und religionsfrommen Lethargie, muß Karoline von Günderrode heute an der schattigen Friedhofsmauer in Oestrich-Winkel am Rhein gehuldigt werden. (Oder besser mit dem Kopf in der historisch-kritischen Ausgabe ihrer Werke, die Walter Morgenthaler vorbildlich ediert hat.)

Wo sie in Frankfurt am Main lebte und arbeitete, im v. Cronstetten- und Hynsberg'schen Adelig-Evangelischen Damenstift am Roßmarkt 17, an der Ecke zum Salzhaus, klafft heute eine Lücke, der Durchbruch zur Kaiserstraße. Daneben stand lange ein Möbelkaufhaus mit dem ernüchternd einsilbigen Namen »Mann«. Die Stadt hat nach der Dichterin eine Straße benannt – zwischen dem Paketamt und der Promenade, auf der sich die Autohändler die Kunden abzu-jagen versuchen, – eine gänzlich unpoetische Straße. Ihre erhaltenen Handschriften liegen im Deutschen Hochstift und in der Universitätsbibliothek Frankfurt. Kaum ein Philologe hatte sich die Mühe gemacht, Handschriften und Editionen zu vergleichen, so haben sich Fehler fortgezeugt, Zweifelhafte wurde unter ihrem Namen publiziert. Mit kaum einem Werk der Frühromantik ist so nachlässig, gleichgültig umgegangen worden wie mit diesem. Und noch etwas: Akademische Karrieren werden durch die Beschäftigung mit großen, erhabenen Gegenständen eher befördert als mit außenseitischen, unvollendet gebliebenen Dichtern und Dichterinnen, die den Außenseitern zur Behandlung überlassen bleiben, die eben darum am Rand des Wissenschaftsbetriebs ein Schattendasein fristen. Die Wahl des bedeutenden Gegenstandes adelt den, der sich mit ihm auseinandersetzt. Oder

der bedeutende Gegenstand wirft seinen Schatten. Walter Morgenthaler, der die Voraussetzungen geschaffen hat, diese Dichterin neu zu lesen, verdiente sein Brot als Computerfachmann. Die Edition wurde so zu einem Projekt der Leidenschaft – fast wie das Dichten. Keine deutsche Institution fand sich bereit, sie zu unterstützen; der Schweizer Nationalfonds mußte einspringen.

Es gibt keine Kategorien, in die diese Dichterin zu passen scheint. Und doch war Karoline von Günderrode nicht allein in dem aufrührerischen Klima, das sie mittrug und dem sie sich hingab. Sie saß mit Freunden und Freundinnen in wechselnden Zirkeln zusammen: Frankfurt, Marburg, Heidelberg, die universitären Zentren strahlten. Auf den Landgütern Trages bei Gelnhausen in Hessen und Winkel am Rhein erlebten leidenschaftliche Freundschaften ihre Blüte, taumelten die jungen, begabten Menschen aufeinander zu. Gleichwohl widersetzte sich die spröde Natur der Günderrode dem allgemeinen Geselligkeitskult. Sie ermüdete leicht unter Menschen, mit denen sie wenig Gemeinsames zu teilen glaubte.

Dienstboten stutzen das Licht, Postkutschen bringen immer neue Gäste, Abschiede und Begegnungen, einmal taucht ein Heidelberger Professor auf, der dem Juristen Savigny, der die Schwester von Bettina Brentano heiraten wird, freundschaftlich verbunden ist, während Clemens Brentano vergeblich Karoline umwirbt. Die Günderrode taugt gewiß nicht zu einer bürgerlichen Ehe, strebt sie nicht einmal an – im Gegensatz zu ihren Frankfurter Freundinnen. Der Professor Friedrich Creuzer beschäftigt sich mit der Antike, auch orientalische Mythen sind ihm nicht fremd; er ist ein Vorläufer von Johann Jakob Bachofen. Er ist bezaubert von der jungen, klugen Frau. Sie ist ihm freundlich gesonnen. Sie schickt ihm ihre jeweils neuesten Arbeiten, nimmt willig seine Korrektu-

ren auf, die Zeichensetzung, moniert er, sei nicht ihre Stärke, und er lobt sie, lobt ihre großen Gedanken und manchmal, gesteht er, weint er über einem ihrer Gedichte. So beginnt eine Liebe, die sich fern von der wirklichen Welt im luftigen Raum der Gedanken und Möglichkeiten entwickelt. Creuzer beeindruckt alle durch seine Gelehrtheit, kehrt aber dann zurück in seine Staatssklaverei, wie er die Universität nennt, der er noch enger verbunden ist, weil er die 13 Jahre ältere Witwe seines Lehrstuhlvorgängers geheiratet hat. Sie hat schon eine Tochter im heiratsfähigen Alter, die ebenfalls im Haushalt lebt und gründlich in seiner Korrespondenz spioniert. Durch die Leidenschaft für das Stiftsfräulein setzt er seinen Lehrstuhl aufs Spiel.

Karoline von Günderode sieht das alles mit offenen Sinnen. Sie praktiziert eine Idee von Liebe, die, wo nicht die geliebte Person, dann doch den Entwurf, den die geliebte Person von sich selbst aufscheinen läßt, erhöht. Man schreibt das Jahr 1804. Friedrich Schillers *Wilhelm Tell* wird im März am Weimarer Hoftheater uraufgeführt. Jean Pauls *Vorschule der Ästhetik* erscheint. Es ist Sommer. Ein reiches Jahr. Hölderlins Gedichte aus der Bad Homburger Zeit entstehen. Kleist schreibt seinen *Zerbrochnen Krug*, reist und möchte Tischler werden; diesen Plan gibt er wie so viele auf. Zwei Jahre später ist die Günderode tot, sechs Herbste später ist auch Kleist tot. Es gibt Zeiten, in denen die Todessehnsucht das sicherste Zeichen von Lebendigkeit ist.

Die Günderode hat 1804 ihre erste Sammlung *Gedichte und Phantasien* unter dem Pseudonym Tian veröffentlicht. Sie erregt Staunen und Bewunderung. Brentano lobt die Lyrikerin, doch mit ihren dramatischen Entwürfen kann er nichts anfangen. Das Dramenschreiben möge sie lassen. (Er selbst kann es ja nicht. Wie soll es ihr da gelingen?) Ihre Freun-

din Lisette Nees, die Hüterin des beruhigenden Ortes Winkel am Rhein, schreibt der Dichterin: »Wage es, liebste Lina, und biete den Frankfurter literarischen Zirkeln Trotz und erkläre Dich frei gegen alles was nicht frei ist, und der Leibeigenschaft zugesellt werden muß. Von allen deutschen Dichtern dürftest Du in diesem Geiste keinen lesen als Tieck, die beiden Schlegel, Goethe und Novalis.«

Als ich mit zagen Knien und trübem Herzen und zwei Freunden das Grab der Günderrode am Rhein zum ersten Mal besuchte, las ich den beiden Freunden ihr Gedicht *Der Nil*. vor. Es ist ein ungeheuer kraftvolles Gedicht über den lebensspendenden Fluß, zweifellos inspiriert von Hölderlins Fluß-Gedichten. Einer der beiden Freunde lebt heute nicht mehr. Er hat wohl auf gänzlich unromantische Weise das Lebensende der badisch-hessischen Dichterin nachvollzogen und ging in einen bayrischen See; nie wurde eine Spur von ihm gefunden. Tode, Tötungen sind Aktionen, die ein Innehalten fordern, doch auch eine Interpretation möglich machen. Nicht alle Selbsttötungen sind Aggressionen gegen sich selbst, die ursprünglich gegen andere zielten. Manche sind Hilfeschreie, die niemand gehört hat, andere gelungene Akt-schlüsse in einem Lebensdrama. Sie sind im extremen Maße Pathosformeln und verletzen die Ordnung der Lebenserhaltung. In jedem Fall lassen sie Traumatisierte, Angehörige und Helfer zurück, die sich Vorwürfe machen, das Unglück nicht haben kommen sehen, Zeichen nicht erkannt zu haben. Die Günderrode ist als eine Schriftstellerin vorwiegend von ihrem selbstgesetzten rabiaten Ende her interpretiert worden.

Der Briefroman ihrer Freundin Bettina von Arnim *Die Günderrode* hat dieser Rezeption Vorschub geleistet. Doch Bettina schreibt und argumentiert aus der Sicht der Jüngerin, des verlassenen Mädchens, das die Lehrmeisterin verlo-

ren hat und das deren Konflikte zwischen den unklassischen Philologien, den hochgesteckten Zielen einer weiblich-helldischen Dichtung und den Niederungen eines philisterhaften Gezerres zwischen Leidenschaft und Ehevernunft nicht überschauen konnte – wozu die Ältere, die bei ihrem Tode doch erst 26jährige Freundin, hochgemut und tief depressiv, in der Lage sein mußte. Vielleicht ist Bettinas geflochtener Kranz, der erst 34 Jahre nach dem Tod der Freundin im kalten Wind des reaktionären Preußens entstand und die rheinhessische Frühromantik wie eine rückwärts gewandte Utopie erscheinen ließ, ein Erahnen der Verschiedenheit, auch ein Erahnen, mit welchen explosiven inneren Materialien die so anders geartete Freundin, das Stiftsfräulein, umging. Die Briefe der Günderrode an ihre junge Freundin sind häufig mahnend, ein wenig lehrmeisterlich, ein Propädeutikum des Vor- und Nachdenkens. »Du stehst aber wie ein lässiger Knabe vor Deinem Tagewerk, Du entmutigst Dich selbst, indem Du Dir den steinigten Boden, über den Dorn und Distel ihren Flügelsamen hin und her jagen, nicht urbar zu machen getraust. Unterdes hat der Wind manch edlen Keim in diese verwilderte Steppe gebettet, der aufgeht, um tausendfältig zu prangen. [...] Glaubst Du denn, dass ich ruhig bin, wenn Du so mit mir sprichst, von einem zum anderen springst, dass ich Dich aus den Augen verliere. Du hebst mich aus den Angeln mit Deinen Wunderlichkeiten!«

Karoline von Günderrode ist 1780 in Karlsruhe geboren. Ihr Vater war Kammerherr und starb, als das Kind sechs Jahre alt war. Ihre Mutter, eine literarisch außerordentlich gebildete Frau, ging mit sechs Kindern an den nassau-dillenburger Hof nach Hanau, danach wurde sie Hofdame der Erbprinzessin Augusta von Kassel. Der Vater hatte sich mit Texten zu geschichtlichen und staatsrechtlichen Themen

einen Namen gemacht, die Mutter schrieb Gedichte und Aufsätze; es herrschte die dünne Luft deutscher Gelehrsamkeit. Die Mutter studierte Fichte, den »deutschesten« der Philosophen, der Spuren legte für einen Nationalismus, dessen Saat aufging und reiche, furchtbare Früchte trug. Alle Beigaben des »Völkischen« sind seinem Nationalbegriff beigemischt bis zur erhabenen Lächerlichkeit einer »deutschen Taufe«. Die Tochter liebte Schelling, den Luftgeist.

Drei von Karoline von Günderrodes Schwestern starben in ihrer Jugend. So war der Tod ein vertrauter Gast, einer, dem zu trauen war. Es fällt auf, daß in den Lebensgeschichten vieler, die den Freitod suchen, der Tod von früh auf eine lebendige Erfahrung und Erinnerung ist. Heinrich von Kleist war im Alter von sechs Jahren Waise, Cesare Pavese verlor ebenfalls im Alter von sechs Jahren den Vater, René Crevel wurde als Halbwüchsiger von seiner Mutter gezwungen, seinen Vater, der sich erhängt hatte, zur Abschreckung zu betrachten. Es ist eine Gewohnheit zum Tode, nahezu ein Automatismus, der dieses Ende als das beste aller schlechten Enden vor- und voraussieht.

Die Pension der Mutter ist äußerst bescheiden. An einen ihrem Stand gemäßen Eintritt der Tochter in die weibliche Welt mit Hilfe einer Mitgift ist nicht zu denken. So tritt die 17jährige Karoline als Kanonistin in das Stift ein. Die Damen tragen die schwarze Tracht mit dem Kreuz auf der Brust, sie haben Zeit, ihren Neigungen nachzugehen. An manchen Tagen werden der Günderrode ihre Neigungen zur Plage: Sie leidet an den Augen und muß im Dunkeln bleiben. Die Damen sind eine würdige Gemeinschaft in dem großen, kühlen Bau am Roßmarkt. Die Mauern öffnen sich, Besucher kommen und gehen, bringen Bücher, Nachrichten aus der literarischen Welt. Die Frau Rat Goethe wohnt nur einen

Steinwurf entfernt, das lebhafte und gesellige Brentanosche Haus strahlt in die Klausur hinein und übt seine Anziehungskraft aus. Dem Clemens Brentano erklärt die Günderrode, was sie sich erhofft. Leben und Schreiben mögen eins sein: »[...] leicht und unwissend, was ich tat, habe ich so die Schranke zerbrochen, die mein innerstes Gemüt von der Welt schied; und noch hab ich es nicht bereut, denn immer neu und lebendig ist die Sehnsucht in mir, mein Leben in einer bleibenden Form auszusprechen, in einer Gestalt, die würdig sei zu den Vortrefflichsten hinzutreten, sie zu grüßen und Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Ja, nach dieser Gemeinschaft hat mir stets gelüstet, dies ist die Kirche, nach der mein Geist stets wallfahrtet auf Erden.« Die Poesie als eine *unio mystica*, ein dem Leben nicht standhaltender utopischer Anspruch.

Das Stiftsfräulein verliebt sich mit der ihr eigenen Unbedingtheit in den Heidelberger Professor der Altertumswissenschaft Friedrich Creuzer, dessen Häßlichkeit von vielen Zeitgenossen bezeugt wird. Vorher hatte sie schon dem Juristen Karl von Savigny Avancen gemacht und ihm tollkühn ihr Gedicht *Der Kuß im Traume, aus einem ungedruckten Romane*. zugeeignet und vermutlich in einem Brief zugestellt. Sie braucht einen intellektuellen Gesprächspartner. Fast täglich werden Briefe zwischen Heidelberg und Frankfurt gewechselt. Manchmal schreibt Creuzer, sich in den Universitätsversammlungen langweilend, an sie, während die Günderrode, klar und durchsichtig wie Wasser, alles sie Störende abstreift. Creuzer argumentiert: »Siehe, darum klage ich so oft über mein Amt, weil es mich hindert, einzig zu leben, um Dich zu erfreuen. Wäre ich reich, so würde ich bloß darauf denken, bloß für dich zu arbeiten. Dürfte ich doch die Wange küssen, die so rot war vom Morgentraum.« Er schlägt ihr das für ihn Bequemste vor, eine *ménage à trois*. Wilde, verzweifelte Pläne

